christlichen Gottesfurcht in Frömmigkeit, — das ist dieser Weg; der führt euch sicher zum Himmel, auf daß ihr euer Kind wiederfindet und nie mehr verliert." — Wohl ihnen, wenn sie den Weg eingeschlagen haben!

Ein merkwürdiges Ehepaar.

VIII.

Das Leben im Sturm.

„Mir war eigentlich nie eingefallen, mich gründlich um die finanziellen Verhältnisse meiner Eltern zu erkundigen. In der Jugend lebten wir Kinder daheim in einem gewissen Ueberflusse. An unserer sogenannten Ausbildung wurde nichts gespart, für alle Bedürfnisse war gesorgt, sogar unser Vergnügen kostete ziemliches Geld. Für alles, was Stand und Umstände irgendwie erforderten, fehlten die nötigen Mittel nie. In unserer ganzen Umgebung galten meine Eltern nicht blos als wohlhabende, sondern sogar als reiche Leute. Wir Kinder wußten auch nicht anders. Als meine Jugendleidenschaft zu Agnes Feuer gefangen, hatte ich bald Herz und Kopf zu voll davon, um nach dieser sehr prosaischen Seite hin schärfer nachzusehen; und als ich endlich heiratete, erhielt ich von daheim zwar eine geringere Summe, als ich erwartet hatte, aber doch groß genug, um, mit dem beträchtlichen Zuschusse meiner Schwiegereltern, mich anzusiedeln und „standesgemäß" einzurichten. Die Staffelburg war zwar nicht ganz bezahlt, aber die darauf noch haftende Schuld drückte mich wenigstens nicht wesentlich. Zwar fielen in jener Zeit oft Winke von meiner Mutter, daß es daheim nicht mehr so gut stehe, als es nach außen den Anschein habe, nur achtete ich wenig darauf.

Daß mein Vater viel vertat, wußte ich wohl; er war unter seinesgleichen überhaupt immer gern mit von der Partie, auch wohl der Anstifter von Ausgaben, die besser unterblieben wären; aber daß er im Grunde ein Verschwender sei, der namentlich im Spiel oft unverhältnismäßig große Summen wagte, bisweilen gewann, noch öfter verlor, wurde ich später und wahrlich zur Unzeit, gewahr. Welcherlei Auftritte solches Treiben daheim absetzte, hatte man mir so lange zu verheimlichen gesucht, bis das Siechtum meiner im Ganzen trefflichen Mutter, dem der Tod bald nachfolgte, die geheime Geschichte meines elterlichen Hauses allmählich ans Tageslicht brachte. Das traf alles hintereinander bald nach jener Warnung der alten Gertrud ein und wenn ich eine Zeitlang dagegen ankämpfen wollte, dann konnte ich mich doch einer eigentümlichen, fast abergläubischen Furcht vor der Zukunft nicht mehr ganz erwehren. Nur nach außen sollte es niemand, am wenigsten meine Frau merken.

Mein unglücklicher Vater wurde durch den Todesfall meiner Mutter aber keineswegs nachhaltig auf andere Wege gebracht, sondern verfiel nun allmählig, der steten Warnerin, seiner eigentlichen moralischen Stütze im Leben beraubt, noch mehr seinen üblen Gewohnheiten. Dazu kam, daß sein Amt ihn nicht mehr in Anspruch nahm. Er war um dieselbe Zeit pensioniert worden.

Ungefähr ein Jahr nach dem Tode meiner seligen Mutter erschien er eines Tages ganz unerwartet auf meinem Gute und fragte mit hastiger Ungeduld nach mir. Ich war gerade in die Wiesen gegangen, um den Grasmähern — es war um die Zeit der Heuernte — Anweisungen zu geben. Ein Bote rief mich heim, da der Vater plötzlich angekommen und mich dringend zu sprechen wünsche. Mich überlief es eiskalt bei der Nachricht, sagte ich mir doch gleich selbst, daß meiner daheim nichts Gutes warte. Ich ging.

Bei meinem Eintritte ins Haus begegnete mir mit sichtlich verstörtem Gesichte meine Frau, die nur mit der Hand nach meinem Arbeitszimmer wies und dann, ohne Red' und Antwort zu geben, an mir vorbei zum Hause hinaus ging. Ich traf drinnen meinen Vater, wie er, die Hände auf dem Rücken, in Gedanken vor sich her murmelnd, durchs Zimmer schritt, den Hut, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, noch auf dem Kopfe.

Bei meinem Eintritte blieb er stehen, sah mich aber nicht an, sondern blickte seitwärts, als ob er zum Fenster hinaus sehe, und holte dann tief Atem. Sein sonst immer so freundliches, fast jovialos Gesicht war sehr eingefallen und auffallend verdüstert. Seine ganze Haltung hatte in den paar Monaten, in denen ich ihn nicht mehr gesehen, merklich gelitten. Auf meinen Gruß winkte er mit der Hand, blieb aber stehen.

„Karl", stieß er dann heraus, „ich muß eine Anleihe von Dir haben. Es erleidet keinen Aufschub mehr, darum bin ich selber gekommen."

Dann lüftete er den Hut und trocknete sich den perlenden Schweiß von der Stirne.

„Ich konnte es mir wohl denken", versetzte ich etwas ärgerlich, „was sollte Dich auch sonst bewegen, mich hier auf der Staffelburg zu besuchen."

Mein Vater war seit meiner Verheiratung nur ein einzigesmal und zwar bei der Taufe meines ersten Kindes, bei mir auf der Staffelburg gewesen. Er schaute einen Augenblick düster nach mir hinüber.

„Die ganze Reputation Deines Vaters steht auf dem Spiele, Karl und ich bedarf so rasch als möglich Geld. Du kannst und Du mußt mir helfen."

Er hatte sich zu mir gewendet und sah mich, noch immer die Hände auf dem Rücken und den Hut in die Stirn gezogen, wie halbverwirrt an. Mitleid und Aerger befielen mich bei seinem beklagenswerten Zustande. Er war doch mein leiblicher Vater, dessen Namen ich trug und wie oft hatte ich mich auf diesen Namen mit stolzem Selbstgefühl gestützt. Seine Ehre hing doch, vor der Welt wenigstens, mit der meinigen sehr wesentlich zusammen. Also lenkte ich ein.

„Wie groß muß die Summe denn sein?" fragte ich gespannt, nahm meinen Vater bei der Hand und führte ihn zum Sofa, damit er sich niederlasse und endlich den Hut absetze. Er ließ es geschehen, setzte den Hut wirklich zur Seite und trocknete dann wieder den tröpfelnden Schweiß aus den sehr dünn gewordenen grauen Haaren und der durchfurchten Stirn. Da er mir nicht sofort Antwort gab, klingelte ich und ließ durch das Dienstmädchen Wein holen. Dann trank er schweigend ein paar Gläser gleich nacheinander, während ich bei mir zu Rate ging, ob ich wohl augenblicklich im Stande sei, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. So saßen wir eine Weile zusammen auf dem Sofa.

„Es ist doch niemand in der Nähe, der uns belauschen könnte?" fragte mein Vater dann leise. Ich verneinte es.

„Wird vielleicht deine Frau nicht hereinkommen? — „Ich glaube nicht", gab ich zur Antwort. „Wenn sie kommen sollte, können wir ja von gleichgültigen Dingen reden." Er nickte. Dann ergriff er mich wie traulich beim Arme und rückte mir näher.

„Sieh, Karl, du mußt mir aus der Klemme helfen, hörst du, dieses einzige Mal, sonst ist unser Name beschimpft. Aber gleich muß es geschehen hörst du! Die anderen (er meinte die entfernteren Geschwister) kann ich nicht darum angehen, — ich mag aber auch nicht."

„Wie viel muß es denn sein?" fragte ich wieder, während meine Angst wuchs; denn daß es sich hier nicht um ein paar Taler handle, ersah ich aus den bei meinem Vater ganz ungewöhnlichen Umständen, die er glaubte machen zu müssen.

Mein Vater hielt ein paar Augenblicke den Atem an, als ob er zuerst die Summe überlegen müsse, dann sagte er flüsternd:

„Unter 50 000 Mark ist mir nicht geholfen. 50 000 Mark müssen es wenigstens sein."

Ich hatte unwillkürlich meinen Arm von ihm los gemacht und war in die Höhe gefahren. „Aber ums Himmels willen!" rief ich lauter aus, als die Vorsicht gebot; „50 000 Mark! Das ist ja eine erschrecklich große Summe. Wie kommt das?"

Ich muß die Farbe gewechselt haben dabei. Mein Vater zog mich mit einiger Gewalt wieder nieder. Seine Hand zitterte dabei fühlbar.

„Nun, schreie doch nicht so laut, damit es Deine Frau und die Leute im Hause nicht hören!" sagte er halblaut. „Ja, ich schulde 50 000 Mark, die binnen 24 Stunden müssen beigeschafft sein, oder ich bin aufs äußerste beschimpft. Frage mich jetzt nicht, wie das gekommen, sondern laß uns überlegen, wie mir nur sofort zu helfen."

„Verdammte Spielschulden!" stieß ich in grimmem Aerger aus. „Ich kann nicht helfen! Ich will nicht helfen! Ich habe keine 50 000 Mark, keine 10 000, jetzt gerade vor der Ernte erst recht nicht. Mein Gut ist ohnehin noch genug belastet!"

Wir schwiegen beide eine Weile, während ich meinen Aerger zu dämpfen trachtete.

„Kannst Du denn nicht auf unsere Güter daheim die Summe aufnehmen, wenn sie durchaus da sein muß?" fragte ich dann ruhiger, aber verdrießlich genug. Das traf meinen Vater tiefer, als ich hätte denken können.

„Die sind schon über die Maßen verpfändet", brach er aus und die Tränen liefen ihm über die Wangen herab.

„Ja, Karl, was hilft das Verheimlichen, es ist leider so; daheim ist nichts mehr mein eigen und schwerlich für Euch etwas zu holen."

Er ließ den grauen Kopf in seine welken Hände sinken, denn er schämte sich doch des bitteren Geständnisses. Ich meinte, der Donner hätte mich gerührt. Der Atem blieb mir stehen und eine Weile bedurfte ich, um den ganzen Umfang dieses für mich namentlich so entsetzlichen Schlages zu überdenken. Dabei meinte ich, die stolze Heimat vor meinen Augen versinken zu sehen. Und doch haftete mein Blick wie gebannt an der gebrochenen Gestalt meines armen Vaters, dieses einst so stolzen Mannes, den ich niemals in Tränen gesehen. Das Mitleid mit ihm gewann wieder die Oberhand.

„Aber warum hast Du es denn so weit kommen lassen, und warum sagst Du mir das jetzt erst?" warf ich wie im Vorwurf hin.

„Auf diese Weise sind wir ja alle zu Grunde gerichtet."

„Du wenigstens noch nicht," sagte der Vater und ermannte sich wieder. „An Deinen Schwiegereltern hast Du einen Rückhalt, — mit mir steht's schlecht, sehr schlecht!"

„Schwiegereltern!" murmelte ich vor mir her. Mein Vater überhörte das und hub nun an zu erzählen, wie es eigentlich nie sehr solid daheim gestanden, er aber immer besorgt gewesen, die Ehre des Hauses und der Familie nach außen aufrecht zu erhalten, wie er — hier wich er offenbar von der Wirklichkeit ab — Unglück über Unglück gehabt, worunter eigentlich doch nur seine Sorglosigkeit und Leichtlebigkeit mußte verstanden werden, und er sich zu helfen gesucht, so gut oder so schlecht es ging, bis es nicht mehr ging und jetzt seine Gläubiger, die Juden, ihm mit dem ärgsten bedrohten, wenn er nicht den ärgsten Schreiern sofort den Mund stopfte. Nach vielem Hin- und Herreden, wobei meinerseits Vorwürfe und Klagen nicht gespart wurden, kamen wir schließlich überein, noch selbigen Tages zur Stadt zu fahren, um zu versuchen, die nötige Summe auf meinen Namen, d. h. auf die Staffelburg, zu erheben.

Wir waren darüber kaum im reinen, als meinem Vater der leichtsinnige Mut wiederkehrte und er ein Gesicht aufsetzte, als ob er nun aller Sorgen ledig sei. Er fing an, von tausend gleichgültigen Dingen zu reden, ging durchs Haus, als ob nichts vorgefallen und versuchte sogar mit meiner Frau zu scherzen, die aber sehr wenig aufgelegt schien, darauf einzugehen. Ihr bemerkte ich, daß wir wegen einer etwas verdrießlichen Familienangelegenheit in die Stadt müßten, wobei ich wohl fühlte, welches Unrecht ich verübte, daß ich ihr die Wahrheit verhehlte. Sie sah mich dabei ernst an, sagte aber kein Wort. Wir reisten ab.

Heidenmission und Diaspora.

Kloster Marienberg, Neuß, Glockhammer:

Diaspora und Heidenmission: Für den Bonifatiusverein 20 Mk. — Für den Bonifatiusverein 30 Mk. — Für die Diaspora 5 Mk. — 150 Mk. in Silber. — Ungenannt aus Neuß 1 Brosche und eine Kleinigkeit. — Für eine Anzahl Heidenkinder Geld.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 8. Sonntag, 19. Februar. 1922

Papst Pius XI.

Das Gebet, das wir acht Tage lang in der hl. Messe verrichteten: „Demütig bitten wir dich, o Herr, du mögest der heiligen römischen Kirche in deiner Güte den Hirten schenken, der durch seinen Seeleneifer dir gefällt und über dein Volk segensreich und von ihm geehrt, zur Verherrlichung deines Namens regiert," ist in Erfüllung gegangen. Die Vorsehung hat uns in dem Kardinal Ratti, bis jetzt Erzbischof von Mailand, einen Nachfolger Benedikts XV. auf dem päpstlichen Stuhle gegeben.

Mailand hat uns vor 600 Jahren die Reliquien der hl. Dreikönige geschenkt. Ueber ihnen wölbt sich der Kölner Dom, die Krone des deutschen Glaubens und das Meisterwerk der deutschen Kunst. Und nun bringt uns Mailand in Kardinal Ratti einen Papst, der vor Jahren selbst im Dom vor dem Schreine der hl. Dreikönige gekniet und in der ehrwürdigen Kirche St. Columba die hl. Messe gelesen hat, einen gelehrten, frommen Papst, der die deutsche Sprache kennt und das deutsche Volk liebt. Mit frohen Hoffnungen schaut das katholische Volk, ja die ganze Welt in dieser schwierigen Zeit zu ihm als dem Vater der Christenheit auf.

Daß er sich den Namen Pius beigelegt, ist der beste Beweis dafür, daß er in frommem Friedensgeiste im Schifflein Petri als Führer stehen möchte. Möge er es lange Jahre mit sicherer Hand durch die Brandung führen zum Heile der Herde Christi und zum Segen für die ganze Welt.

Der hl. Vater ist jetzt 66 Jahre alt. Er wurde in Desio, Diözese Mailand, geboren. Nach glänzenden Erfolgen in den philosophischen und theologischen Studien ward er im Jahre 1879 zum Priester geweiht. Nachdem er in mehreren Priesterseminarien als ein durch große Gelehrsamkeit ausgezeichneter Professor gewirkt, wurde er im Jahre 1911 als Coadjutor des Jesuitenpaters Fr. Ehrle an die große Vatikanische Bibliothek berufen, und 1914 dessen Nachfolger.

Im Jahre 1919 zum apostolischen Vikar in Polen ernannt, den 29. Oktober desselben Jahres in Warschau zum Bischof geweiht, wurde er am 13. Juni 1921 mit dem Purpur bekleidet und als Nachfolger des Kardinals Ferrari, der das schöne Wort gesprochen: „Germania docet, wir müssen von Deutschland lernen", auf den Erzbischöflichen Stuhl von Mailand erhoben.

Von unserem lieben Freunde Ferd. Ludwigs, einem Neußer, der auch das in der letzten Nummer veröffentlichte Gedicht zum Tode Benedikts XV. verfaßt, das die Pensionäre in Arnoldsweiler bei einer dort im Kloster stattgehabten Totenfeier vorgetragen, erhalten wir die nachfolgenden feinsinnigen Begrüßungsstrophen:

Dem Heiligen Vater Pius XI. zum Gruße.

O großes Wort, von Engelmund gesprochen:
„Und seines Reiches wird kein Ende sein."
Von Erd- und Höllenmächten nie gebrochen,
Bewährt in aller Zeitenstürme Reih'n.

Dir ist ein starkes Siegel neu gegeben,
Als Pius heut Sankt Petri Stuhl bestieg,
Da strahlest du in vollem Licht und Leben
Dem Reiche Christi als ein neuer Sieg.

Gebaut auf wunderbarem Felsengrunde
Ist ja vom Herrn sein Reich dahingestellt,
Als einst er sprach mit ewig treuem Munde:
„Sieh, ich bin bei euch bis zum End' der Welt."

Ja, du bist bei uns, Herr, im neuen Hirten,
Als deinen Stellvertreter riefst du ihn,
Ob sinst're Nächte auch die Welt verwirrten,
Die höll're Macht wird schützend ihn umzieh'n.

Durch Millionen Herzen geht ein Beben
Von Dank und Gottespreis und heil'ger Freud',
Und Millionen Hände sich erheben
Zum Kindesflieh'n für ihren Vater heut.

So öffnet denn, ihr Himmel, eure Bronnen,
Ergießt des Geistes Fülle ihm herab,
Laßt Weisheit leuchtend seine Stirn umsonnen,
Verstand und Rat leiht seinem Hirtenstab.

Gebt Stärke, Wissenschaft all seinem Streben,
Gebt Frömmigkeit und laut're Furcht des Herrn,
So wird der Welt er heil'ge Weisung geben,
Wie einst nach Bethehem der Himmelsstern.

Das ist der Gruß, den jubelnd froh wir senden
Dem Hohenpriester in Sankt Petri Dom,
Das ist der Glückwunsch, den die Kinder senden
Dem heil'gen Vater in dem ew'gen Rom.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 19. Februar: Mansuetus.
Montag, den 20. Februar: Eucherius.
Dienstag, den 21. Februar: Eleonora.
Mittwoch, den 22. Februar: Petri Stuhlf.
Donnerstag, den 23. Februar: Petrus Dam.
Freitag, den 24. Februar: Matthias.
Samstag, den 25. Februar: Walburga.

Sonntagslesung.

Das Gleichnis vom Saemann. Einiges fiel auf gute Erde und brachte hundertfältige Frucht. Das ist ein großer Trost für Seelsorger, Eltern und Erzieher. Mag auch hier viel Mühe und Arbeit umsonst sein, mag auch mancher anfängliche Erfolg zu einer bitteren Täuschung, mögen Jugendliche, auf die man die größten Hoffnungen gesetzt, auf einmal nachlässig werden und das Samenkorn, das erst so schön sich zu entwickeln schien, unter den Versuchungen, die aus der Welt an sie herantreten, verdorren, auf jedem Ackerboden, und mag er noch so schlecht und mager scheinen, in jeder Gemeinde, in jeder Pfarre, in jeder Familie gibt es doch auch guten Ackergrund, wo die Saat aufgehen, gedeihen und Frucht bringen kann. Im übrigen muß man bedenken, daß auch durch Arbeit auf an und für sich und von Haus aus unfruchtbarem Ackerboden mit der Zeit noch eine gute Saat aufgehen kann. Wie viele Jahrhunderte lang unfruchtbar daliegende Wüsteneien sind durch Kultur gutes Ackerland, und wie mancher von Dornen und Disteln überdeckter Acker ist durch Rei-

Nr. 41

Berlin, 18. auf dem Bahn mit Gütezug auf wurden bei d Lett

Berlin, 18. im Berliner C nen, zu dem

Berlin, 18. len sich der gern der ungo sowie das Kontinues Pf gegen ihn k

Weimar, 1 sacl des Tyl dungsmin einer Konf auch die Fi nehmen. Die Frage der 8

München, 3 derzeitiger zum Hoch worden. Er drei Kommun deutschen Mä bei Augsburg

Wülzburg, Universitäts bei der der tamberg'schen schwere Han

Rußland,

Berlin, 17. Gerüchten übe schen Vertrag kreisen mitgeteilt wird, wärtigen Aus und offenbar russisch-deut gen zu trübe sich darauf ab dem Versaille

Rußland wa Realpolitik b alle Täuen ein Isolierung zu Die Note Poincarés pflichte Forde noch vor der dingungen de laufe auf ein Genua hinun vollwertiger vor es werd krankheit.

Paris, 17. französische Unterhandlun in einer Han Die persönl des französis Entschließ daß die Bed fand an folg 1. ausdrückli ausgen abge vollkommene rechtes alter tung des Re der rechtlichen Garantien für Bedingungen

Berlin, 17. gelesen. Kra nach Moskau rung über die erklärten wi Chef der Sow monatelangen

Die Ma

Paris, 17. daß die Ma Mann am Mi habe. Was englische De Millionen Dessen, was Das sei auch

nigung von diesen Wurzeln ein ergiebiger Weizenboden geworden. Wer hätte gedacht, daß die Sünderin Maria Magdalena den schönsten Platz am Fuße des Kreuzes finden und ein der Weltlust ergebener Augustinus ein so großer heiliger Bischof werden würde. Welch ein Trost für die Eltern, die meinen, an diesem ihrem Sohne oder Tochter sei alles verloren!

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

VIII.

Auch auf die Art und Weise beim Essen ist zu achten. Ob man nun mit Gabel und Messer ganz stilgerecht beim Essen zu hantieren weiß, oder mit der Gabel allein den Bissen zum Munde führt, ob man das Brot schneidet oder bricht, die Serviette auf die Kniee legt oder im obern Knopfloch befestigt, das ist lange nicht so wichtig, als daß man nicht nach jeder Schüssel lauert, die zur Türe hereingebracht wird und nicht auf der Schüssel nach dem größten Bissen schielt, und nicht jedes Stück Fleisch nach allen Seiten auf Knochen und Saftigkeit untersucht.

Es ist eigentlich kein Zeichen von Vornehmheit, wenn man bei seinen Leuten, die wochenlang zusammen in einer Sommerfrische oder einem Badeort an der table d'haute speisen, jeden Mittag einem anderen zuerst die Fleischschüssel reicht, auch wenn er mitten in der Reihe sitzt. Müssen doch die Kellner vermuten, die seinen Herrschaften nähmen sich nicht bescheiden das Stück, das gerade vor ihnen liegt, sondern suchten das beste zu erwischen.

Mit Langsamkeit, Ruhe und äußerem Anstand soll man essen. Man muß nicht am anderen Ende des Tisches hören können, wie einer seinen Teller Suppe auslöffelt, und sehen, wie einer mit einer ganzen Ladung auf der Gabel in den Mund führt. Man soll nicht lecken wie die Katze mit dem feinen Züngelchen, aber auch nicht alles hinunterschlucken wie der Hausspitz, der sich keine Zeit nimmt. So ist es eine schöne Sitte, wenn in Klöstern, Seminarien und Konvikten während des Essens eine Tischlesung gehalten wird. So wird der Geist beschäftigt und ihm zum Bewußtsein gebracht, daß er noch etwas Höheres zu tun hat, als bloß Küchendienste zu leisten.

Der Leib lebt aber nicht bloß von Speise und Trank, sondern auch von frischer, gesunder Luft, von freier Bewegung, von geordneter Abwechselung — zwischen Arbeit und Erholung — zwischen geistiger oder leiblicher Beschäftigung und Ruhe. Schon der weise Aristoteles hat gesagt: Leben ist Bewegung. Der auf dem Acker oder in der Fabrik Tätige, am Amboß oder an der Hobelbank Stehende hat Muskelbewegung genug, aber dem Gelehrten oder Beamten, der den ganzen Tag still am Pulte steht oder am Schreibtische sitzt, soll man keinen Faulenzer nennen, wenn er nach getaner Arbeit Stock und Hut ergreift und seinen kleinen Spaziergang macht. Früher hielt man im Krankenzimmer Türe und Fenster verschlossen, daß ja kein Lüftchen an den Patienten kam, jetzt weiß man, daß ein gutgelüftetes Zimmer die größte Wohltat für den Kranken ist.

Was soll man zu den Sommerfrischen sagen? Hilty meint einmal, es solle sich eigentlich jeden Tag Erholung und Arbeit ausgleichen, das sei besser, als sich im Semester zu abrackern und so seine Nerven herumzuarbeiten, daß es bei Beginn der Ferien heißt: „Nun aber auch gleich in die Berge." Das mag etwas Richtiges an sich haben, auf der anderen Seite muß man aber auch sagen, daß das Herauskommen aus den nämlichen Verhältnissen, aus dem nämlichen Gedanken- und Beschäftigungskreise, für den Menschen, auch für den Körper eine große Wohltat ist. Schade, daß sie denen am wenigsten zuteil wird, die sie am meisten nötig haben, und daß für sehr viele die Sommerfrische eine Fortsetzung ihres beschäftigten Müßigganges und eine Flucht vor der Langeweile ist, die sie befällt, weil ihre seichte Lebensandauhr stockt, wenn sie nicht durch fortwährende Abwechselung in Vergnügungen gerüttelt und geschüttelt wird.

Wessen der menschliche Körper am meisten bedarf, ist der Schlaf. Gut geschlafen verbürgt in der Regel einen frischen, arbeitsfrohen Tag. Zu viel und zu lange schlafen, fördert die Trägheit. Im allgemeinen gilt der Rat: bei Zeiten ins Bett und früh draus heraus. Die Morgenstunde hat Gold im Munde. Eine Stunde Schlaf vor ist besser als zwei nach Mitternacht. Junge Mädchen und Frauen, die bis neun, zehn Uhr morgens im Bett liegen und sich womöglich, obgleich sie ganz gesund sind, den Kaffee ins Schlafzimmer bringen lassen, schaffen in der Regel nicht viel.

Entweder sind sie schon nervös oder sie werden es und dann sind sie sich und anderen nicht gerade angenehme Persönlichkeiten. Am besten ist beim Erwachen zur bestimmten Zeit sich auch gleich erheben, denn wenn man mit der Trägheit sich auf Verhandlungen einläßt, gewinnt sie immer.

Schneewinterabend.

Für jemand, der viel schreiben muß, ist ein Winterabend immer schön. Draußen ist's kalt. Die weiche Decke des Schnees liegt über den Feldern und schützt die junge Saat. Unendlich dehnt sich die weiße Fläche. Alles ist so still, wie auf dem Friedhof. Selbst die Elektrische huscht so leise vorüber, als ginge sie auf Sammtschuhen. Und die Pferdehufe trippeln so zart, als hätten sie Socken angezogen. Der Rabe dort drüben im Garten gräbt mit dem langen Schnabel sich seine Speise heraus aus tiefem Schnee und die Meisen und Finken kommen ans Fenster und holen sich die dort für sie hingestreuten Bröckchen. Dahinten sitzt die Sonne auf ihrem Abendthron und wirft einen letzten Blick ins öde Land. Noch trotzt ihr der Tod im weißen Festgewand.

Aber nicht lange. Es ist schon der 9. Februar, und „halben Spörkel— Komm'n ja schon die alten Frauen auf den Dörpel", und schon heute zeigte die goldene Scheibe um die Mittagsstunde ihre Macht. Es bleibt schon länger hell, Aber um 6 Uhr flammt doch die Studierlampe auf. Man setzt sich an den Schreibtisch, um noch etwas fürs Sonntagsblättchen aufs Papier zu bringen, und wirklich:

Sieh die Arbeit, wie sie gemütlich gedeiht,
Wenns an die Scheiben pustet und schneit.

Man freut sich, daß man zu Hause ist und im warmen Stübchen sitzt, und kein Mensch kommt aus der Stadt heraus, die Ruhe zu stören.

Ein solcher Abend war in alter Zeit zum Spinnen, aber auch heute noch zum Sinnen wie gemacht. Man hört nur das Kritzeln der Feder und den Ticktack der Wanduhr und hie und da in der Ferne das Bellen eines Hundes. Ich hatte heute nachmittag die Freude der Kinder gesehen, die im Schnee zum Verdruß der Großen auf dem Trottoir Schlittenbahnen schufen, Schneemänner machten und sich mit den weißen Ballen warfen.

Das Bild der munteren Jugend, die ich immer gerne gehabt, drängte sich immer wieder in meine Phantasie und wollte andere Gedanken nicht aufkommen lassen. Ich legte denn auch die Feder bei Seite und dachte: grüble jetzt nicht mehr, sondern sieh, ob du nicht ein Gedicht für die Kinder findest, für die du doch auch hier und da etwas in Blättchen schreiben mußt, damit du die Kleinen dir zu Freunden machst und auch erhältst. Ich schlage denn den deutschen Spielmann auf und stoße darin auf das hübsche Lied von Fr. Güll: Der erste Schnee. Es paßt mir so recht, wenn der Schnee auch vielleicht, wo die Kleinen das Gedichtchen lesen, schon längst wieder verschwunden ist.

Er, du liebe, liebe Zeit — Ei, wie hat's geschneit, geschneit! — Rings herum, wie ich mich dreh' — Nichts als Schnee und lauter Schnee — Wald und Wiesen, Hof und Hecken — Alles steckt in weißen Decken! — Und im Garten jeder Baum — Jedes Bäumchen voller Flaum — Auf dem Sims, dem Blumenbrett — Liegt er wie ein Federbett! — Auf den Dächern, um und um — Nichts als Baumwoll rings herum! — Der Kamin vom Nachbarhaus — Wie possierlich sieht er aus! — Hat ein weißes Müllerkäppchen — Hat ein weißes Müllerjöppchen — Daß er just sein Pfeifchen schmaucht? — Und gar draußen vor dem Haus — Wär' doch nur die Schule aus! — Aber dann, wenns noch so stürmt, — Wird ein Schneemann aufgetürmt — Dick und rund und rund und dick — Steht er da im Augenblick — Auf dem Kopf als Hut 'nen Tiegel — Und im Arm den langen Prügel — Und die Füße tief im Schnee — Und wir rings herum, juchhe! — Ei, ihr lieben, lieben Leut' — Was ist das heut' eine Freud'!

Ceremonien bei einer Einkleidung.

Ansprache.

M. l. Schwestern! Ihr kennt alle das kleine, goldene Büchlein des sel. Thomas von Kempen, das den Titel trägt: „Die Nachfolge Christi." Es ist das schönste Buch, das jemals eine Menschenhand geschrieben hat, denn die hl. Schrift, das Evangelium kam nicht aus Menschenhänden. Es ist ein Büchlein, von dem einmal ein Gottesmann, als er dasselbe einem seiner Schüler zum Geschenke machte, sagte: „So lange dir dieses Büchlein gefällt, gefällst du Gott." Das Buch „Die Nachfolge Christi" ist von einem einfachen Augustinermönch und zwar vor 500 Jahren geschrieben. Aber heute noch entströmt ihm ein so frischer religiöser Duft, wie der der Rose, die im warmen Sommermorgen im Garten steht. Es ist in alle Sprachen der Welt übersetzt und fast in den Händen aller derer, die ein gottseliges Leben zu führen trachten.

Woher kommt es nun, daß ernste Seelen an diesem schlichten Büchlein ein solches Gefallen finden? Ich möchte glauben, daher, daß jeder in diesem Büchlein sich selbst wie in einem Spiegel sieht, sein Inneres mit all seinen ungeordneten Neigungen und Trieben, mit seinen Kämpfen und mit der Notwendigkeit, der steten Selbstverleugnung, will man zum inneren Frieden gelangen und das Heil seiner Seele sicher stellen.

Nun seht, l. Schw., die ihr heute Novizen zu werden wünscht, und an die ich mich darum vorzüglich wende, ihr wollt in dieser Stunde den Thomas von Kempen nicht in eine fremde Sprache, sondern in euer eigenes Leben übersetzen, ihr wollt von nun an in besonderer Weise die Nachfolge Christi üben, wollt diese Nachfolge ausschließlich durch Selbstverleugnung und bereitwilliges Kreuztragen zu eurem Berufe machen. Auf allen Punkten wollt ihr den Kampf gegen die ungeordneten Neigungen des Herzens aufnehmen, euer Herz von der Welt losreißen, um es ganz dem göttlichen Heilande, eurem himmlischen Bräutigam zu schenken!

Die Einkleidung nun, die heute an euch vollzogen werden soll, ist zwar noch nicht die volle Vermählung mit Christus, das ist erst die Profeß, die Gelübdeablegung, aber sie ist, möchte ich sagen, die Verlobung, durch die ihr eintretet ins Brautgemach, in das innere Heiligtum des Ordenslebens.

Die Einkleidung macht euch zu Novizen und ist umgeben von einer Reihe schöner und sinniger Ceremonien. Sprechen diese Ceremonien so schon zu unseren Augen und zu unserem Herzen, so möchte ich doch in einer kurzen Ansprache einmal heute eine Auseinandeutung derselben geben, die für euch erbaulich und nützlich sein könnte.

Noch ehe die Einkleidung beginnt, werden vom Priester die Kerzen gesegnet, werden euch überreicht und als brennende Lichter tragt ihr sie in der Hand. Wie die weithin ihr Licht ausstrahlende Feuersäule für die Kinder Israels, als sie die aegyptische Knechtschaft und Finsternis verlassen hatte, Führerin blieb auf dem Wege zum gelobten Lande, so verlaßt auch ihr heute die Finsternis der Welt, schüttelt ab die Fesseln ihrer Knechtschaft und wählt den zum Führer, der sich selbst das Licht der Welt genannt hat, um, von seiner Gnade erleuchtet und erwärmt, den Weg zum gelobten Lande des Himmels, zum Reiche des ewigen Lichtes und der ewigen Klarheit zu finden.

Noch etwas anderes hat sich vollzogen, ehe die Einkleidung beginnt. Es liegt darin eine zarte, verständliche Rücksicht auf das weibliche Empfinden, daß es ganz in der Stille geschehen und sich den Augen der Menschen entzogen hat. Die Haare wurden euch nämlich abgeschnitten. In der Tat, für das Frauengemüt ein Ereignis! Denn wie wichtig dünkt einem jungen Mädchen, vielleicht ist es auch bei euch gewesen, die Frisur, wie das Haar gebunden, wie es gekräuselt, wie es gebrannt wird!

Ist es nicht eine Sache von solcher Wichtigkeit, daß man an keinem Ladenfenster vorübergeht, ohne hineinzuschauen, ob alles noch gut sitzt, und man selbst einen kleinen Spiegel in seinem Täschchen trägt, um überall entstehenden kleinen Unvollkommenheiten des Haarputzes abhelfen zu können?

Aber der scharfe Schnitt der Scheere trennte nicht bloß den Haarschmuck von eurem Haupte, daß ihr um ihn keine Sorge mehr zu haben braucht, nein, er will auch von der Seele abschneiden allen Ueberfluß weltlicher Gedanken, Worte und Werke, die Anhänglichkeit an die Welt und ihre Freuden und Eitelkeiten.

Die Einkleidung beginnt! Das Wort besagt schon, was sie bedeutet. Ihr zieht die weltlichen Kleider aus und legt das Ordenskleid an. Seine Farbe ist bei den meisten anderen Ordensgenossenschaften dunkel, schwarz oder braun, und deutet auf Ernst und Trauer. Bei euch ist sie weiß und deutet auf Unschuld und Reinheit, aber der Sinn des Ordenskleides, ob es nun weiße oder dunkle Färbung trägt, ist die gleiche. Wer dieses Ordensgewand trägt, hat sich geschieden von der Welt. Ihr gehört von nun an nicht mehr auf die Straßen der Stadt und auf die öffentlichen Plätze, nicht mehr in die Ballund Konzertsäle, nicht mehr ins Kino oder Theater, ihr gehört in die Klausur, in eure Zelle und in die Kirche vor das Tabernakel. Wohl tretet ihr noch mit der Welt in Verbindung, nämlich mit denen, die man aus der Welt auch ins Haus bringt, damit ihr arbeitet an ihrem Heile. Aber das ist nicht Welt-, sondern Heilandstätigkeit.

Die Farbe des Ordenskleides bei den meisten Genossenschaften, sagte ich eben, ist schwarz oder braun, und gemahnt an Trauer. Aber worüber soll eine Ordensfrau denn trauern? Ach, nicht wahr, über die Sünden. Es geschieht so viel Böses in der Welt, es geschehen so viele Sünden, gräßliche Beleidigungen Gottes, und nun ist doch jede kleinste Sünde ein so großes Uebel. Wer sollte da nicht weinen, trauern und beten?

Und wenn man an seine eigenen Sünden denkt, hat da nicht jeder von uns Grund und Ursache zur Trauer? Darum werden diese Ordenskleute ihr dunkles Ordenskleid als ein Bußgewand betrachten und in ihm den Geist der Buße sich bewahren eingedenk des Heilandswortes: „Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden.

Aber fällt ihr denn mit der weißen Farbe eures Ordenskleides heraus aus diesen Buß- und Trauergedanken? Keineswegs! Euer weißes Gewand erinnert euch nur daran, daß ihr durch Gottes Gnade von der Sünde gereinigt, und, wie die Katechumenen nach der Taufe mit weißen Gewändern bekleidet wurden, auch ihr als Gottgeweihte und Gottgeheiligte durchs Leben wandeln sollt.

Seht, wenn ein Hagelwetter mit Blitz und Donner vorübergezogen, und nun vom blauen Himmel die helle Sonne lacht, dann freut sich ja alles, aber sieht denn nicht der Landmann mit traurigem Blick auf den Schaden zurück, den das Unwetter in Feld und Garten angerichtet hat?

So soll auch ihr froh in eurem Unschuldskleid einhergehen, aber nicht der Wunden vergessen, die vielleicht in früheren Jahren die Sünde eurer Seele geschlagen, um sie nun in Reue und Buße zu tilgen.

Das zweite, was euch bei der Einkleidung gegeben wird, ist der Schleier. Es ist von solcher Wichtigkeit, daß man von einer Jungfrau, die ins Kloster gegangen ist, geradezu sagt: sie habe den Schleier genommen. Der Schleier spricht zu euch von Vielem. Er sinnbildet die Verhüllung, die hl. Zucht, die Bescheidenheit, die Sittsamkeit, lauter Zierden, deren die gottgeweihte Jungfrau nötwendig bedarf.

Unter dem klösterlichen Schleier, da soll das Haupt mit all seinen Gedanken zur Ruhe kommen, er soll ein Haupt bedecken, das nicht mehr die Gedanken der unruhigen Welt, die irdischen Gedanken denkt, dessen inneres Gedankenleben vielmehr, wie der hl. Ambrosius so schön sagt, im höheren Fluge bis zum Himmel selbst sich erhebt und, getragen vom Hauch der Gnade, sich emporschwingt zu jenem erhabenen Orte, wo Gott selber thront und das dann alles geringschätzt und verachtet, was in der Welt ist.

Auch der Schleier ist weiß. Diese Farbe erinnert an jene schönste Tugend, an die gottverlobte Jungfräulichkeit mit ihrer Anmut, mit ihrem stillen Glanze, der Gott und die Menschen entzückt. Seht, was eine Ordensfrau vor Gott und den Menschen wert macht, das sind zwei Dinge, das ist die Liebe und die Unschuld. Denkt euch euren Schwesterkreis so, daß ihr alle ein Herz und eine Seele seid, daß man auf euer Noviziat hinweisen könnte, wie auf die erste Christengemeinde und sagen könnte: „Seht, wie sie einander lieben." Es wäre ja dann euer Haus, eure Genossenschaft, euer Noviziat ein wirkliches Paradies.

L. Schw., wie schön die Liebe ist, wenn sie die rechte Richtung behält, so verderblich kann sie sein und den Menschen, auch eine Ordensfrau, tief unglücklich und schuldbar machen, wenn sie sich verirrt. Und vor dieser Verirrung soll eben der unschuldige Sinn euch bewahren, der durch die weiße Farbe des Schleiers angedeutet wird.

Und gerade nach dieser Richtung erhält der Schleier bei eurem Ordensgewande noch eine Ergänzung. Ihr tragt einen Gürtel um eure Lenden. Ihr wißt, was das zu bedeuten hat. Wenn der Priester an jedem Morgen vor der hl. Messe den Gürtel um die Albe schlägt, dann betet er: „Umschlinge mich, o Herr, mit dem Gürtel der Keuschheit und tilge in meinen Lenden die Empfindungen der bösen Begierlichkeit, damit in mir bleibe die Kraft der Enthaltsamkeit und Keuschheit." Das hat auch der Gürtel für euch zu bedeuten.

Bei anderen Genossenschaften ist er wohl von festem, starken Leder, von dem nämlichen ungerreißbaren Stoffe, aus dem die Zügel gemacht sind, die das feurigste, unbändigste und wildeste Roß in Zaum halten und zur Ruhe zwingen. Bei euch ist der Gürtel zwar aus weicher Wolle, aber da er aus vielen Fäden zusammengeordnet ist, ist er doch stark; sagt doch der Spruch: „Mit Fäden zu Stricken gewunden, werden auch Elephanten gebunden." Die einzelnen Fäden deuten nur auf die Mannigfaltigkeit der Kämpfe hin, weil der Feinde der Seele, der ungeordneten Neigungen eine Menge sind, und wie ein Gewebe von Fäden die Seele durchziehen.

Noch ein zweifaches empfangt ihr, das Skapulier und den Rosenkranz. Das Skapulier, das Schulterkleid. Es ist das Joch des Herrn, das er selbst süß genannt hat. Bereitwillig sollt ihr sein zum Kreuztragen. Mit beiden Händen sollt ihr nach der Himmelskrone greifen, aber auch, wie die heilige Katharina von Siena nach der Dornenkrone, die der Ordensberuf einem jeden von euch ins Leben flicht.

Den Rosenkranz hängt ihr an eure Seite und verknüpft ihn mit eurem Gürtel; ein Zeichen, daß ihr im Lebenskampfe gegen die ungeordneten Neigungen eine treue Helferin habt an Maria, eurer himmlischen Mutter.

Der Rosenkranz ist ein Abzeichen, eine Wehr, ein Schutz, ein Tröster in einsamen Stunden, in trüben Augenblicken, in Kampf und Versuchung ein steter Mahner und Wecker, wenn der irdische schwache Mensch ermatten und niedersinken will. Seine Geheimnisse enthalten das Schönste und Beseligendste aus dem Leben Jesu und seiner Mutter, sie bieten euch, wenn ihr sie betend betrachtet, einen Abriß des ganzen Christentums mit der Gewähr der Gnade Gottes.

Endlich bekommt ihr einen neuen Namen. Derjenige, mit dem man euch im Familienkreise und in der Welt so oft gerufen, er klingt nicht mehr an euer Ohr. Ihr seid eben der Welt entrückt und in eine neue Gemeinschaft eingetreten.

Wollte die Welt etwas von euch, so hat sie immer euren Namen gerufen. Wollte sie euch schmeicheln, euch betören, euch verlocken, wollte sie euch tadeln, euch zurücksetzen, euch kränken, alles das tat sie, indem sie euch beim Namen rief. Ob ihr euch nicht selbst erinnert, daß der Ruf eures Namens euch einmal überglücklich oder unsäglich traurig gestimmt hat?

Alle diese weltlichen Erinnerungen tauchen nun unter, wo ihr heute einen neuen Namen bekommt. Mit ihm ruft euch die Oberin zum Gehorsam, die Mitschwester zu Liebesdiensten und zur Hilfeleistung und einstens, wenn ihr sterbet, der liebe Gott, das wollen wir hoffen, zur himmlischen Freude.

Seht, das sind die schönen, sinnreichen Ceremonien und Handlungen, unter denen eure heutige Einkleidung vor sich geht. Die Andeutung derselben möge für euch Postulantinnen in diesem Augenblick eine Mahnung sein, sie mit andächtigem Verständnis zu vollziehen, den Schwestern aber, welche die hl. Gelübde ablegen, eine Rückerinnerung an die guten Gedanken, die sie einst bei ihrer eigenen Einkleidung gehabt, an die Vorsätze, die sie gemacht, und die sie auch, wie Kleid, Schleier, Gürtel, Skapulier und Rosenkranz, welche sie ja auch nie mehr ablegen, durch das Leben begleiten sollen

Wir haben heute das Fest Maria Lichtmeß. Gleich, als wäre sie eine Sünderin, steht Maria heute in Jerusalem vor der ehernen Tempelpforte, dem sogenannten Nikanertore, um dem Priester die Opfergabe der Armen, zwei junge Täublein darzureichen.

Auch ihr tretet heute an diese Pforte, die euer Chor vom Heiligtum des Altares trennt, um dem Priester zu erklären, daß ihr selbst die Opfertauben seid, die sich ganz dem lieben Heiland schenken wollen. Tut es in der Gesinnung, in der Maria es getan!

Mit dem Gehorsam, mit der Demut, mit der Liebe, mit der rückhaltlosen Hingabe, die wir an Maria bewundern.

Dann wird auch das Auge Gottes mit Wohlgefallen auf euch am heutigen Lichtmeßtage ruhen, wie es am ersten Lichtmeßtage auf der seligsten Jungfrau geruht hat, und Ströme von Gnaden, die dieses Opfer in die Seele Marias herabgezogen, die werden auch eure Seele durchfluten und sie zu einem fruchtbaren Erdreich machen, das Blüten bringt, die eure Mitschwestern erfreuen und beglücken, und Früchte, die Gott mit süßem Herzensfrieden hier auf Erden und da droben mit Himmelsfreuden belohnt.

Eine ernste Antwort.

Warum? — Zu N. lebte ein Elternpaar, das sich aus Gott und Religion wenig oder nichts machte, sondern ganz und gar nur für die Welt lebte. Ihre Ehe war nur mit einem Kinde gesegnet, und auch das wurde ihnen durch den Tod entrissen. Groß war ihr Leid; erschütternd ihre Klagen. Das konnte ja auch nicht anders sein. Aber dabei standen empörerische Gedanken gegen Gott in ihrem Herzen auf, und auch die sprachen sie aus in Murren und Klagen. Das ist ja eine nicht seltene Erfahrung, daß gerade die, welche sich sonst nichts aus Gott machen und ein unchristliches Leben führen, also am wenigsten Anspruch haben auf Gottes Schutz und Hülfe, da, wo es nicht nach ihrem Sinne geht, am ärgsten voll Ungeduld sich gegen Gott erheben und wider ihn murren, als hätte er ihnen großes Unrecht getan, wo doch das, was sie zu leiden haben, nicht von Ferne dem, was sie verdient hätten, gleichkommt. — So auch jene Eltern: sie sprachen das auch gegen ihren Seelsorger aus. „Wenn Gott," meinten sie, „die Liebe sei, warum er ihnen dann ihr einziges Kind genommen?" Da kamen sie nun recht. „Ihr wollt von mir wissen", sprach er, „warum Gott euer Kind zu sich genommen habe? Ich kann's euch sagen: Er wollte aus eurer Familie auch eines im Himmel haben. Ihr Alten wollt nicht in den Himmel und hättet das Kind, wäre es das eurige geblieben, auch nicht hineingelassen. Darum hat es der Herr zur rechten Zeit zu sich genommen. Nun steht es bei euch, euer Kind über gar kurze Zeit wiederzufinden. Schlagt von heute an den Weg zum Himmel ein; der Weg der